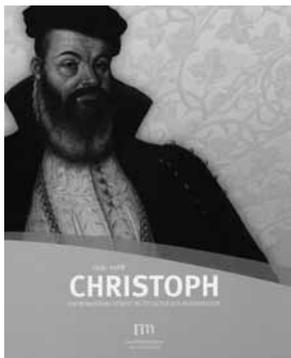


kurz gefasste Würdigung der Objekte, wie es für das Corpus der frühmittelalterlichen Bronzetüren gefordert war, garantiert die weitgehend vollständige Erfassung eines regional eingegrenzten Bestandes in einem vertretbaren Zeitraum. Andernfalls entstehen Einzelpublikationen, die inhaltlich nicht notwendig zusammenhängen müssen, mit ausführlichen Analysen und Interpretationen, was einem Corpus im eigentlichen Sinne nicht entspricht. Einen Kompromiss stellen die *Denkmäler der deutschen Kunst* des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft dar, in deren Reihe wohl auch einige Corpusbände aus den angeführten Gründen geführt werden. Dass manche Corpora gescheitert sind oder nicht fortgeführt wurden, hängt aber nicht allein damit zusammen, dass die Richtlinien nicht eingehalten wurden oder die jeweilige Bearbeitung ausgeüfert ist, sondern vielmehr mit der nicht realisierbaren oder, durch Zeitumstände bedingt, nicht mehr gewährleisteten Finanzierung.

Dem Deutschen Verein kommt das Verdienst zu, den Anschub der meisten Corpora und Publikationsreihen geleistet zu haben. Selbst das Corpus der Glasmalerei Deutschland hatte in den Anfängen den Verein zum Träger, bis die Akademien in Berlin und Mainz die zwei Arbeitsstellen in Potsdam und Freiburg in ihre Obhut nahmen. Dieses Corpus arbeitet bei kontinuierlicher Finanzierung effizient mit der Aussicht auf einen zeitlich festgelegten Abschluss. Es ist eine wissenschafts- und kulturpolitische Aufgabe, eine Forschungseinrichtung für die Erfassung kunstgeschichtlichen Gutes an einer Akademie oder Universität zu schaffen. Nicht nur die Glasmalerei ist in ihrer Erhaltung durch Zeitereignisse gefährdet, wie das 20. Jahrhundert unter Beweis gestellt hat und das 21. nach wie vor beweist: den Corpora ist Erinnerungsfunktion zugewachsen! Diesen Aspekt zu den Corpuswerken als *Atlanten des Wissens* haben der vorliegende Band – in den Beiträgen vielseitig und informativ, in den Anmerkungen quellenreich hinsichtlich der Geschichte der Disziplin und in der Bebilderung interessant, wenn auch etwas zu klein und zu sparsam –, und wohl auch die Tagung nicht im Blickfeld gehabt.

ERNST BADSTÜBNER  
Greifswald/Berlin



**Landesmuseum Württemberg (Hrsg.); Christoph 1515–1568. Ein Renaissancefürst im Zeitalter der Reformation;** Ulm: Süddeutsche Verlagsgesellschaft 2015; 208 S., 238 farb. Abb. u. zahlr. s/w-Abb.; ISBN 978-3-7995-0505-5; € 19,80

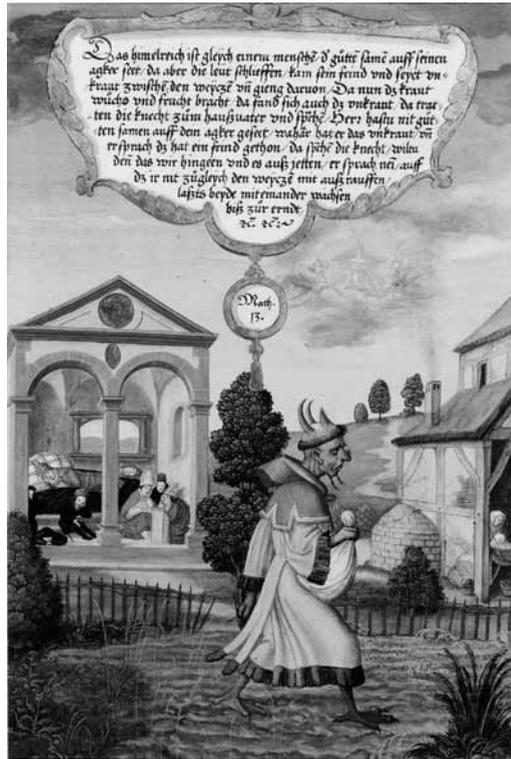
Die Publikation erschien als Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung, die vom 24. Oktober 2015 bis zum 3. April 2016 im Alten Schloss zu Stuttgart anlässlich des 500. Geburtstags Herzog Christophs von Württemberg stattfand und folgt deren Konzept in elf kurzen



Heinrich Füllmauer und Werkstatt,  
Mömpelgarder Altar, Das Gleichnis vom  
bösen Feind, um 1540 (41)

Kapiteln, denen jeweils der inhaltlich korrespondierende Katalogteil mit sehr knappen Objekttexten angefügt wird. Gegenständig zum Frontispiz beginnt jeder Artikel mit einem farbig hinterlegten einleitenden Absatz, der eine Seite füllt und so missverständlich als ‚Klappentext‘ interpretiert werden könnte. Auffällig ist das durchgängig verschwenderische Verhältnis von Seitenformat und Textspiegel: Schätzungsweise ein Drittel der Seitenfläche bleibt im Durchschnitt leer. So bleibt die Publikation zwar übersichtlich, der Eindruck einer wissenschaftlichen Forschungspublikation wird damit aber nicht erweckt, vielleicht auch, weil zudem konsequent auf Fußnoten verzichtet wurde. Begründet werden kann dies aber durch die auf die Breite abzielende Leserschaft, zumal es sich um einen Themenkomplex handelt, der durch seine regionale Verbundenheit der Bevölkerung die Persönlichkeit des Herzogs als identitätsstiftend für Württemberg näherbringen will. Durchaus beachtlich sind einige hochqualitative Exponate, darunter die Wittelsbacher Porträts von Barthel Beham, ein großformatiger Wandbehang von Nicolaas van Orley und der obligatorische Cranach.

Im ersten Beitrag von Matthias Langensteiner erfolgt ein ‚biografischer Abriss‘ der historischen Person Herzog Christophs. Der junge Habsburger war 1532 zu seiner wittelsbachischen Verwandtschaft nach Bayern geflohen, nachdem sein Vater Ulrich



Johannes Brenz, *Confessio  
Virtembergica*, 1552 (63)

1519 als Landfriedensbrecher das Herzogtum Württemberg an die Kaiserfamilie abtreten musste und ein Aufenthalt Christophs am Spanischen Hof in Erwägung gezogen wurde, um ihn auf Abstand zu halten und seinen Anspruch auf die Herzogswürde zu unterbinden. „Derartige Überlegungen wurden jedoch bereits 1534 obsolet, als es Ulrich gelang, sich mittels eines militärischen Handstreichs Württembergs wieder zu bemächtigen.“ (18) Nach einem längeren Aufenthalt in Frankreich wurde ihm vom Vater die Grafschaft Mömpelgard zugeteilt, wo er sich für den lutherischen Glauben stark machte. Über seinen vorangegangenen Konfessionswechsel hingegen ist nichts bekannt. Weil der Vater das Herzogtum nun als Afterlehen von Ferdinand I. übertragen bekommen hatte und sich im Schmalkaldischen Krieg gegen den Lehnsherrn stellte, wurde ein Prozess angestrengt, der zum Zeitpunkt von Ulrichs Tod noch kein Urteil gebracht hatte und Christoph vor eine unsichere Zukunft stellte. 1552 zog Ferdinand die Klage unter den sich veränderten politischen Vorzeichen zurück, als die Fürsten gegen Karl V. rebellierten und die Stellung Ferdinands gefährdet war. In den Folgejahren machte sich Christoph um die „Konsolidierung der Staatsfinanzen“ (22), den „Aufbau neuer Verwaltungsstrukturen“ (23) und die Etablierung der evangelischen Landeskirche verdient und suchte eine innerkonfessionelle Einigung der protestantischen Flügel. Dass er sich in der Konkurrenz zum

calvinistischen pfälzischen Kurfürsten Friedrich III. selbst schadete, führte zu einem zunehmend passiven Regierungsstil. Als sein Erstgeborener und gewünschter Erbe Eberhard im selben Jahr wie Christoph 1568 starb, ging das Herzogtum finanziell, konfessionell und politisch gesichert an den Sohn Ludwig. Dies kommentierend schlägt der Schlusssatz noch einmal kräftig den parteiischen Ton an, der in der Biografie evident wurde: „ein schöner Beleg für die politische Lebensleistung Herzog Christophs!“ (!) (25)

Matthias Ohm schreibt unter dem Titel *Evangelisch oder katholisch?* über die heikle Frage von konfessionell geprägten Bildern im 16. Jahrhundert. Druckgrafik und Medaillenprägung waren Katalysatoren für die Verbreitung neuer Ideen und steigerten Bekanntheit und Popularität der Akteure im Glaubensstreit. Derbe Polemik in den Karikaturen katholischer Würdenträger steht den Lehrbildern mit moralisch-theologischem Ansinnen gegenüber. Am Beispiel des Mömpelgarder Altarretabels zeigt der Autor die Aufnahme der evangelischen Solus-Prinzipien in der bildenden Kunst. Auf drei Flügelpaaren tummeln sich Figurengruppen in räumlicher Einheit jeweils von einer Kartusche begleitet, die die Bibelverse in Luthers deutscher Übersetzung zitieren. 158 Einzelszenen lassen sich nach Ohm auf den Tafeln differenzieren. *Sola fide* und *sola gratia* findet der Autor in den Cranachwerken zum Thema Gesetz und Gnade veranschaulicht. Dieser Zuweisung wird über die Bedienung von Allgemeinplätzen leider nichts Neues hinzugefügt.

Darauf folgend werden die Akteure Johannes Brenz, Jakob Andreae und Primož Trubar von Sabine Arend vorgestellt. Ersterer war als Theologe von Christoph zum Propst der Stuttgarter Stiftskirche ernannt worden und fungierte als herzoglicher Berater. Seine Kirchenordnungen von 1527 und 1553 führten die religionspolitischen Bestrebungen des Herzogs in feste Bahnen und stärkten die evangelische Landeskirche weit über seinen Tod hinaus. Andreae war als Generalsuperintendent für den Herzog als „Multiplikator des württembergischen Modells im Reich“ (57) unterwegs. Die Ausbreitung des Luthertums im Sinne Christophs auch über die Reichsgrenzen hinaus, fand in dem Slowenen Primož Trubar einen Fürsprecher. Sein *Catechismus in der windischen Sprach* von 1550 trug als erste in slowenischer Sprache abgefasste Publikation maßgeblich zur Weiterentwicklung der Schriftsprache in seinem Heimatland bei.

Den Errungenschaften zur Bildungspolitik unter protestantischer Ägide widmet sich Sabine Arend im Beitrag *Klosterschulen und evangelische Landesuniversität in Württemberg. Herzog Christophs Bildungsreform*. Dabei war es schon unter Ulrich zu wegbereitenden neuen Schulgründungen gekommen, sodass die Reformation auf fruchtbaren Boden fällt, das heißt vom gebildeten, selbstständigen Nachwuchs getragen werden konnte. Personelle Neubesetzungen in bestehenden Lehrkörpern begleiteten die reformatorischen Umstrukturierungen. Die Große Kirchenordnung von 1559, die sich in sieben von 19 Teilordnungen mit dem Schulwesen auseinandersetzt, war dabei Christophs wichtigster Schritt, um dieses Erbe erfolgreich weiterzuführen. Die Schulbildung hatte im Wesentlichen zwei Berufswege zum Ziel: einerseits eine theologische Laufbahn, andererseits eine Stellung im „höheren Verwaltungsapparat

des Landes“. (71) Diese führte zum Beispiel über das Stuttgarter Pädagogium, dessen Direktor von Herzog Christoph die Aufsicht auch über die anderen etwa 50 Lateinschulen in Württemberg übertragen wurde. Daneben wurden deutschsprachige Schulen eröffnet, in denen auch Mädchenklassen etabliert wurden. Somit war „Luthers Forderung, dass jeder mündige Christ in der Lage sein sollte, die Bibel selbst zu lesen“ (74) und dies in der eigenen Volkssprache, nachgekommen. Diese Offensive im Bildungsangebot führte bis zum beginnenden 17. Jahrhundert dazu, dass rund 400 deutsche Schulen im Herzogtum entstanden waren. Mit dem Aufblühen der Aufklärung verlor Württemberg seine Vorreiterstellung, da es an den Reformen des 16. Jahrhundert festhielt.

Matthias Langensteiner fächert in seinem zweiten Essay das politische und konfessionelle Netzwerk Herzog Christophs auf. Wieder zeigen sich besonders die Verbindungen zu anderen protestantischen Kurfürsten, etwa Ottheinrich, als besonders vertrauensvoll und fruchtbar: auf den Reichstagen in Regensburg 1556/57 und Augsburg 1559 traten sie gemeinsam für die Abschaffung des sogenannten ‚Geistlichen Vorbehalts‘ ein. Dass nach dem Tod Ottheinrichs sein Nachfolger Friedrich III. eine calvinistische Linie einschlug, führte dazu, dass Herzog Christoph die Kooperation mit Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken suchte. Wolfgangs militärischen Eifer bei der Teilnahme an den französischen Glaubenskriegen teilte der Herzog nicht. Als Christophs Argumente keinen Erfolg zeigten, „unterstützte er Wolfgang maßvoll, etwa mittels der Gewährung von Durchzug für dessen Söldner“. (86) Gemeinsam mit dem Landgrafen Philipp von Hessen konnte der Herzog über viele Jahre eine enge Familienbande knüpfen: nicht weniger als drei Töchter Christophs gingen eine Ehe mit Philipps Söhnen ein. Mit seinem Cousin Herzog Albrecht V. – Christophs Mutter Sabina war die Schwester von Albrechts Vater Herzog Wilhelm IV. – unterhielt er in den Anfangsjahren seiner Regierungszeit engen Kontakt, der ihm das Herzogtum sichern und die Ansprüche Friedrichs II. eindämmen sollte. Aufgrund ihrer konfessionellen Unvereinbarkeiten litt dieses Verhältnis schon bald deutlich und wurde von einer Stimmung des gegenseitigen Misstrauens abgelöst. Interessanterweise war die Beziehung zum katholischen Kaiser Maximilian II. ein nahezu freundschaftliches, was daher rühren mag, dass dieser dem Protestantismus durchaus aufgeschlossen entgegentrat und Christoph damit einige Hoffnungen verband. Als es dem Kaiser nicht gelang dem Calvinismus in der Kurpfalz Einhalt zu gebieten und er auf dem Augsburger Reichstag 1566 Christophs fehlende Unterstützung bemängelte, war auch diese Verbindung zur Enttäuschung beider Seiten gescheitert.

Mit den Bauprojekten der Regierungszeit Christophs beschäftigte sich Delia Scheffer in dem Artikel *Verteidigung und Repräsentation. Herzog Christoph als Bauherr*. Schon gleich zu Beginn seiner Regierungszeit ließ der neue Herzog, trotz der vom Vater übernommenen Schulden, mehrere Festungsbauten errichten beziehungsweise erneuern, ausbauen und befestigen. Darunter die Höhenburgen Hohentwiel und Hohenurach. Es fällt auf, dass der Herzog auf strategisch günstig gelegene Burganlagen zurückgriff und sie zu zeitgemäßen Landschlössern umbauen ließ, de-

nen mehrere Funktionen zukamen: Als Beispiel bringt die Autorin unter anderem Schloss Göppingen, das als Verwaltungsgebäude im schlichten Renaissancestil errichtet wurde und gleichzeitig dank des Sauerbrunnens zum Kurort der Herzogsfamilie avancierte. Anschließend beschreibt Scheffer die Umbaumaßnahmen der Stuttgarter Residenz ab 1553, dem heutigen Alten Schloss, in dem die thematisierte Ausstellung Platz fand. Innerhalb dieser Anlage ist die Schlosskirche als erster genuin protestantischer Kirchenbau Württembergs (1559–1562) ein Beispiel für die in evangelischen Kirchen bisweilen nicht unübliche Ausrichtung des Chores auf die Längsseite. Dies entsprach der geforderten Gleichheit der Gottesdienstbesucher, die sich nun nicht in der Tiefe des Kirchenraumes immer weiter vom Geschehen entfernten, sondern die Nähe zu Altar und Kanzel bewahren konnten. Weithin gerühmt von den Zeitgenossen wurde der repräsentative Lustgarten im Nordosten des Schlossareals. Hier scheute Christoph keine Kosten und Mühen und ließ unter anderem Springbrunnen, einen Irrgarten, einen Tiergarten sowie Turnierbahnen und -plätze, die vom Obergeschoss des Lusthauses einsehbar waren, anlegen. Abschließend wird auf die von Bürgern des Herzogtums zugänglichen und zuträglichen Denkmäler und Nutzbauten hingewiesen.

Ein kurzer Beitrag von Alma-Mara Brandenburg befasst sich mit der *Ausstattung des Stuttgarter Schlosses um 1560*. Neben der partiellen Ausmalung der Räume war die in den 1540ern von den Handelsstädten ausgehende besonders beliebte Holzvertäfelung, die mit Architekturanleihen durch eine Sockelzone und mitunter auch mit Pilastern und Blendarkaden strukturiert wurde. „Durch den Export von Möbeln, druckgrafischen Vorlagen sowie durch wandernde Handwerker fand die sogenannte Fassadentischlerei eine rasche und weite Verbreitung im süddeutschen Raum.“ (122) Das Täferwerk im Stuttgarter Tanzsaal verfügte zudem über „fest integrierte Sitzbänke zur Erholung der Gäste“. (123) Des Herzogs Vorliebe für eindrucksvolle Tapisserien zeigte sich darin, dass Christoph den Teppichwirker Jakob des Carmes nach Stuttgart bestellte. Dieser stammte aus der Hauptstadt der Tapisserie-Produktion Brüssel und war für die Herstellung von 139 Wandteppichen mit alttestamentarischen Inhalten am Hofe verantwortlich. Zum bereits erwähnten Wandbehang von Nicolaas van Orley wurden im Übrigen „erst vor wenigen Jahren [...] 25 weitere Stücke aus dieser Serie wiederentdeckt“ (127), die im Dreißigjährigen Krieg an den Habsburger Hof in Wien gelangt waren. Der dazugehörige Exponententeil zeigt eine Auswahl verschiedener Ausstattungsstücke des 16. Jahrhunderts, darunter Kuriositäten wie das „Trinkgefäß in Form eines springenden Hirsches“ (126) oder den „Deckelpokal in Form einer Eule“ (128). Inwiefern diese Preziosen aus dem Besitz des Herzogs stammen, geht aus den Katalogbeschreibungen nicht hervor.

Einen kurzen Einblick in die musikalische Gestaltung bei Hofe gibt Christian Breternitz im Beitrag *Herzog Christophs Hofkapelle. Das Musikleben am württembergischen Hof in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts*. Die herzogliche Hofkapelle war unter Herzog Ulrich von hoher Qualität und bestand aus 32 Stammmusikern und weiteren Schülern. Um Kosten zu sparen, wurden unter Christoph zunächst viele der

Instrumentalisten entlassen, wohl schätzte der neue Herzog die Chormusik auch mehr als die orchestrale. Er unterstellte schließlich die Hofkapelle der Kirche, sodass auch das Honorar nicht mehr aus dem höfischen Etat bezogen wurde; das erhaltene Notenmaterial bestätigt die betont religiöse Ausrichtung zudem. Der Autor gibt Auskunft über die instrumentale Ausstattung in der Stuttgarter Residenz: natürlich die Orgel, ein Portativ und ein Clavichord. Eine Aufstockung der Instrumentalinventars erfolgte wieder unter Christophs Sohn Ludwig.

Unterhaltung und Zeitvertreib sind Thema im Essay *Jagd, Wettkämpfe und Spiel* von Delia Scheffer. Den Aufhänger für die verschiedenen Zerstreungen der Zeit bildet das einleitend beschriebene Gemälde *Die Melancholie im Garten des Lebens*, 1558, von Matthias Gerung, das im Stile eines ‚Wimmelbildes‘ zahlreiche Szenen vereint. Die Autorin nimmt nochmals Bezug auf den von ihr bereits vorgestellten Lustgarten, der Platz und Ausstattung für Sport und Spiel bot. Entgegen seiner moralischen Vorbildfunktion war der Herzog, wie in Adelskreisen üblich, einerseits dem übermäßigen Essen und Trinken, aber auch dem Jagden zugetan. „Die Adeligen konnten es sich leisten, die Zeit mit Nichtstun, Spielen oder nicht ergebnisorientierten Beschäftigungen zu verbringen.“ (142) Die benötigten Requisiten (Instrumente, Spielbretter, Waffen und dergleichen) waren zudem aus hochwertigen Materialien und nicht selten künstlerisch raffiniert gestaltet, sodass sie über ihre Funktion hinaus als Repräsentationsstücke dienten. Als gesellschaftliches Ereignis waren Hofjagden von hoher Bedeutung, da hierzu Einladungen ausgesprochen wurden, die zur Pflege diplomatischer Beziehungen genutzt wurden. Eine besondere Stellung unter den herzoglichen Veranstaltungen nahm das Armbrustschützenfest 1560 ein: ursprünglich aus den Übungen der teils schon im Mittelalter gegründeten Schützengilden entstanden, war es nicht exklusiv den Angehörigen des Hofes und den ebenso hochstehenden geladenen Gästen vorbehalten, sondern auch für bürgerliche Schützen. „Mehr als 500 deutsche, österreichische und schweizerische Schützen nahmen im September für 18 Tage an der Veranstaltung teil, die am Schießhaus im Lustgarten stattfand.“ (144) Im politischen Kontext konnte Christoph auf ein erfolgreiches Jahrzehnt zurückblicken und sein erstarktes Herzogtum und seine Residenz darüber hinaus präsentieren. Weitere Vergnügungen bei Hofe zeigen stellvertretend zeitgenössische Exponate wie Zahlenkarten, ein Spielbrett und Holzspielsteine mit den Reliefporträts bekannter Persönlichkeiten, wenn auch die Archivalien wenig über die Gepflogenheiten Christophs verraten.

*St. Christoph-Erbstollen, Christophstal und Christophstaler. Herzog Christoph und der Bergbau auf Silber und Kupfer in Württemberg* lautet der Titel des Beitrags von Uwe Meyerdirks. Dazu sei einleitend auf die Bergordnung von 1551 hingewiesen. Dass Württemberg kein ausgewiesenes Bergbaugebiet war, war für Herzog Christoph kein Hindernis, auch diesen Sektor in seinen Ordnungserlassen zu bedenken. Es war ihm durchaus daran gelegen, den eingeschlafenen Bergbau in der Region wieder zu aktivieren. So befanden sich in Neubulach stillgelegte Abraumhalden, die es mit einigen Erneuerungen erlaubten, wieder Silber und Kupfer zu gewinnen. Die ‚Bergfreiheiten‘ von 1559 stellten der Stadt Neubulach Vergünstigungen und Prämien in

Aussicht, die den Bergbau und die Suche nach neuen Silber- und Kupfervorkommen wieder attraktiv machen sollten. Zehn Jahre später musste man feststellen, dass aus dem mittelalterlichen Abbau der Metalle kaum mehr Überreste vorhanden waren und der Bergbau in dieser Gegend nicht mehr rentabel war. Der titelgebende St. Christoph-Erbstollen befand sich im Forbachtal, für dessen Erschließung extra eine Gewerkschaft gegründet wurde, über die sich Christoph über ein Viertel der Anteile für sich und seine Familie sicherte, „doch trotz der Fachkenntnisse dieser Gewerker verlief der Bergbau wenig erfolgreich.“ (168) Erst „1567 und gut 230 m weit im Berg [stieß man] doch noch auf einen reicheren, Silber führenden Erzgang“ (169), aus dessen Material in den 1570ern die ‚Christophstaler‘ gefertigt werden konnten, denen der Hl. Christophorus eingeprägt wurde. Der Herzog selbst konnte diese Ehre nicht mehr erfahren. Er starb Ende 1568.

Über die sichtbaren Erinnerungen an Christoph von Württemberg berichtet Matthias Ohm in *Denkmale, Biographien und Lemberger. Herzog Christophs Nachleben und -wirken*. Das Bild in der Öffentlichkeit ist geprägt von den ihm zugeschriebenen Errungenschaften in der Festigung der neuen Konfession, dem Aufbau von Bildungseinrichtungen, aber ebenso seiner Freude an Festen. Die erste Biografie verfasste bereits 1570 sein Beichtvater Balthasar Bidembach, der wohlwollend über das christliche Leben des Verstorbenen sowie dessen Todesursache („Rotlauf“) Auskunft gibt. Bestattet wurde er in der Familiengrablege im Chor der Tübinger Stiftskirche. Zitate belegen die auch für die kommenden Jahrhunderte tonangebende positive Rezeption der ersten Jahrzehnte nach seinem Tod. Als zwischen 1815 und 1819 der württembergische Verfassungskampf entbrannte, „wurde Herzog Christoph von den Anhängern der Landstände als idealer Herrscher gepriesen. Er galt als Vertreter des guten alten Rechts.“ (178) Um seine Zugehörigkeit zu den Landständen öffentlich zu zeigen, wurden Mantelschließen und Ringe mit dem Konterfei des Herzogs getragen. „In der Folge erging an alle württembergischen Oberämter die Anfrage, ob die Christoph-Ringe und -Schließen auf eine gefährliche Organisation verweisen würden.“ (179) Es folgt eine Aufreihung der Christoph-Denkmale in Württemberg selbst und darüber hinaus (etwa in der Walhalla). Entsprechend seiner Lebensleistungen und Vorlieben finden sich namengebende Referenzen an Schulen wie im Gastronomiegewerbe.

Der Katalog führt anschaulich in die Thematik ein und spricht damit ein möglichst breites Publikum verschiedenen Alters und Fachinteresses an. Somit wird der Kurs der Ausstellung weiterverfolgt, der auch spielerische Zugänge seitens der Museumspädagogik bot. Als Grundlage für weitere Forschungsarbeit bleibt die schlaglichtartige Monografie stellenweise leider etwas oberflächlich, besonders im Bereich der politischen und konfessionellen Kontextualisierung.

BARBARA MUHR  
Regensburg